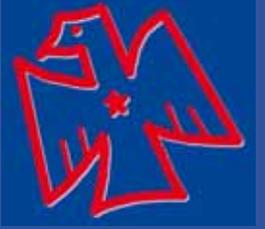


AJ

sjd - die falken



die arbeitsscheue jugend Ausgabe 2-2015

»Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen?«

Überlegungen zum Mindestlohn

Mehr Geld in den Taschen von Arbeiter*innen? Das klingt zunächst wünschenswert – und das ist auch das Ziel eines gesetzlichen Mindestlohns, der staatlich eine untere Grenze für Löhne festlegt, um Arbeiter*innen vor allzu großer Ausbeutung zu beschützen. Das seit Januar diesen Jahres geltende Mindestlohngesetz soll dabei vor allem Menschen in denjenigen Branchen und Regionen helfen, in denen Gewerkschaften schlecht organisiert sind und in welchen sich Arbeitnehmer*innen deshalb besonders schlecht gegen Niedriglöhne wehren können. So weit, so sozialdemokratisch. Und tatsächlich: Wer auf Demos am 1. Mai die Sklav*innenparole »Die Arbeit

→ Fortsetzung auf Seite 2

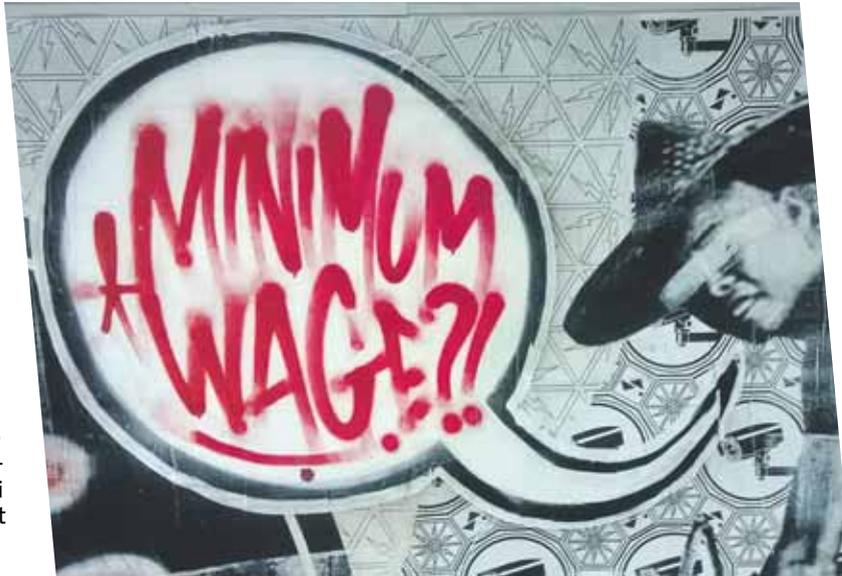


Bild: Denis Bocquet

»Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen?« (II)

Versuch einer marxistischen Analyse des bedingungslosen Grundeinkommens

Das bedingungslose Grundeinkommen kann als Gegenentwurf zu einem Mindestlohn gesehen werden, denn es erreicht ähnliche Ziele wie dieser und noch mehr: Es ermöglicht Menschen, ohne das Aufnehmen von Lohnarbeit einen Mindestbeitrag zum Leben zu haben. Das Konzept des bedingungslosen Grundeinkommens variiert stark und hat die merkwürdige Eigenschaft, dass es sowohl aus den Reihen liberaler wie auch radikal linker Gruppierungen Fürsprecher*innen hat.

In seiner Grundform enthält es die Forderung, dass jeder Mensch ohne vorherige Prüfung seines*ihres Einkommens und Vermögens einen bestimmten monatlichen Beitrag vom Staat zur Verfügung gestellt bekommen soll. Damit unterschei-

det es sich radikal von momentan bestehenden Sozialleistungen: Arbeitslosengeld II (Hartz IV) wird nur gezahlt, wenn mehrere Voraussetzungen erfüllt sind (regelmäßige Bewerbungen, eine bestimmte Vermögensgrenze etc.). Liberale sehen die Stärke des Grundeinkommens vor allem in einem Bürokratieabbau, also weniger Verwaltungsaufwand, denn andere Sozialleistungen sollen ersatzlos gestrichen werden. Ein linkes Grundeinkommen dagegen wird in den meisten Fällen als ein zum einen viel höherer Geldbetrag und zum anderen nicht als vollständiger Ersatz für andere Sozialleistungen verstanden. Die Streichung anderer Sozialleistungen kann als ungerecht angesehen werden, denn

→ Fortsetzung auf Seite 3

Schwerpunkt

Kritik der Arbeit

Arbeit ist nicht alles, fühlt sich aber oft so an



Sozialistische Jugend Deutschlands – Die Falken

Inhalt

Dreimal Arbeit

Arbeitsbegriffe in der Zeitschrift »aj«

4

Zupacken statt zaudern

Warum Nachdenkliche zum Störfaktor werden

6

Ich arbeite gern ...

Warum wir immer mehr arbeiten

7

Arbeit oder Sozialismus?

Kritik der Arbeit

10

Culture Club

Rezension: Halina Birenbaum, Die Hoffnung stirbt zuletzt

11

Die Clara

Probleme des sozialistischen Feminismus (II)

12

Was war

Gedenkstättenfahrt, SJ-Zeltlager Bezirk Hannover

14

Was kommt

Rosa & Karl 2016

16

Editorial

Liebe Arbeitsscheue, Arbeitsame und Arbeitssuchende,

fast jedes Gespräch mit alten Genoss*innen steuert unweigerlich auf ein Thema zu: Alte Arbeitskämpfe, Streiks und vergangene 1.-Mai-Demos. Kein Wunder, waren doch damals wie heute Arbeitsverhältnisse der wesentliche Austragungsort für gesellschaftliche und persönliche Kämpfe. Doch wofür kämpft mensch eigentlich, wenn die Arbeiter*innenklasse angeblich verschwunden ist? Wie sehen Arbeitsverhältnisse im modernen Kapitalismus aus? Was können wir dabei aus der Vergangenheit lernen? Und was hat das alles mit Feminismus zu tun? Ein paar Antworten und noch mehr Fragen will die Ausgabe liefern, die ihr in Händen haltet.

Zum Glück aber ist auch für uns Arbeit nicht das ganze Leben. Deshalb setzen wir außerdem unsere zweiteilige Serie zum sozialistischen Feminismus fort, blicken zurück auf die Gedenkstättenfahrt und voran auf Rosa und Karl.

Eine müßige Lektüre wünscht Eure aj-Redaktion

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen?

Überlegungen zum Mindestlohn (Fortsetzung)

→ Fortsetzung von Seite 1

hoch!« skandiert, scheint genau das zu meinen – höhere Löhne und vermeintlich ein bisschen weniger Ausbeutung, ohne aber dabei Ausbeutung und Arbeit selbst in den Blick zu nehmen.

Was begrenzt ein Mindestlohn eigentlich?

Der Anspruch eines Mindestlohns kann es also nicht sein, den Weg hin zu einer sozialistischen Utopie zu ebnen. Stattdessen soll das jämmerliche Leben im Kapitalismus ein wenig weniger elend gemacht werden. Doch selbst diesen bescheidenen Anspruch vermag ein Mindestlohn nicht einzulösen. Zu der juristischen unteren Grenze für Löhne kommt eine unsichtbare weitere, obere Grenze für einige dazu. Das Volk, was auch immer das ist, hat schließlich entschieden, dass dieser Lohn gefällt für ein menschenwürdiges Leben auszureichen hat. Oder so zumindest der Eindruck. Das vereinfacht es für Arbeitgeber*innen, besonders gegenüber als niedrigqualifiziert angesehenen Arbeitnehmer*innen, höhere Löhne als unmoralisches Streben nach Luxus abzutun – und für Arbeitnehmer*innen wird es schwieriger, über diesen »moralisch akzeptablen« Lohn hinaus Forderungen zu stellen. Verhandlungsmacht in Lohnkämpfen wird also genau dort beschränkt, wo sie am dringendsten gebraucht würde, nämlich am unteren Ende des Lohnspektrums.

Brot und Lohn

Ein Mindestlohn koppelt dieses nur vorgeblich menschenwürdige Einkommensniveau zudem an be-

zahlte Arbeit. Arbeit ist in kapitalistischen Verhältnissen aber nicht gleich Arbeit. Nur diejenige Arbeitskraft, die auf eine Nachfrage trifft, wird schließlich bezahlt. Die Bedürfnisse »des Marktes« entscheiden demnach darüber, wer wirklich von seiner*ihrer Arbeit leben kann. Ein Mindestlohn ändert nichts an der Tatsache, dass Menschen sich nicht frei entfalten können, sondern ihre Fähigkeiten marktkonform ausbilden müssen, um einigermaßen über die Runden zu kommen.

In einer patriarchalen und von Alltagsrassismus geprägten Gesellschaft ist die Lastenverteilung zwischen Lohnarbeit und nicht-bezahlter Arbeit dabei notwendigerweise ungleich. Care-Arbeit, also »Kümmerarbeit« wie Altenpflege oder Kinderbetreuung, wird zum überwiegenden Großteil im familiären Umfeld von Frauen* verrichtet. Aus der Familie in Form von Lohnarbeit ausgelagert betrifft sie hauptsächlich Migrantinnen*. Gerade in diesem Bereich ist aber das Potenzial, den Mindestlohn zu umgehen, besonders groß, da staatliche Kontrolle in diesem relativ persönlichen Arbeitsverhältnis nur begrenzt stattfinden kann. Die wahrscheinlichsten Profiteur*innen eines Mindestlohns sind also ausgerechnet nicht diejenigen, die am stärksten von Diskriminierung betroffen sind, sondern weiße arbeitende Männer*. Gerade Care-Arbeit ist zudem im schlechtesten Sinne entgrenzte Arbeit. Die Bedürfnisse eines Menschen lassen sich nicht abschalten wie eine Maschine oder zusperrten wie ein Büro. Wenn Arbeit kaputt macht, macht Care-Arbeit umso kaputter. Und an diesem Umstand kann ein Mindestlohn schon vom Prinzip her nichts ändern.

Auch bei einer anderen größtenteils unbezahlten Form von Arbeit, nämlich politischer Arbeit in Parteien und Verbänden, sind die Lasten ungleich verteilt. Akademiker*innen und Menschen mit hohem Einkommen sind hier weit über ihren gesellschaftlichen Anteil hinaus vertreten, die Trennlinie verläuft also zwischen den Klassen. Und das verwundert nicht: Wer den ganzen Tag malocht, hat vermutlich am Abend eher weniger Zeit und Kraft, sich politisch im engeren Sinne zu betätigen. Aber auch hier ist ein Mindestlohn ein ungeeignetes Mittel, um dafür zu sorgen, dass solche Gruppen im politischen Prozess besser abge-

»Arbeit macht das Leben süß,
so süß wie Maschinenöl.«

Ton Steine Scherben

bildet werden – er betrifft diese Formen von Arbeit ja nicht.

Mindestlohn, christdemokratischer

Bislang wurden nur Probleme am Konzept eines Mindestlohns selbst betrachtet. Der eingeführte Mindestlohn fällt jedoch selbst hinter das zurück, was eigentlich möglich wäre. Die politischen Kräfteverhältnisse machen es nötig, dass unzählige Ausnahmen und Schlupflöcher die ohnehin sehr niedrig angesetzte Grenze von 8,50 Euro aushöhlen. So sind nach einer Studie des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung in Nürnberg nur 4,4% der Arbeitnehmer*innen überhaupt vom neuen Gesetz betroffen. Dafür sind vor allem die Ausnahmeregelungen verantwortlich: Jugendliche und Langzeitarbeitslose in den ersten sechs Monaten Arbeitszeit sind vom Mindestlohn ausgenommen, was Unternehmen nutzen, um nach dieser Zeit oder ab einem bestimmten Alter die Stelle neu zu besetzen. Auch für Saisonarbeiter*innen und Zeitungsaussträger*innen gelten Ausnahmen.

Gleichzeitig offenbaren Arbeitgeber*innen angesichts der riesigen Schlupflöcher ein ungeahntes Maß an Kreativität. Vollzeitstellen werden bei gleicher Arbeitszeit in Teilzeit umgewandelt, Arbeiten mit einem viel zu kurzen (bezahlten) Zeitfenster ausgewiesen, in dem die Arbeit erledigt werden muss. Ein guter Mindestlohn ohne Ausnahmen scheint also derzeit nicht möglich und selbst ein solcher »guter« Mindestlohn muss sein erklärtes Ziel einer merklichen Verbesserung der Lebensverhältnisse notwendig verfehlen. Die politischen Kräfteverhältnisse sehen bei einem Alternativvorschlag, dem »bedingungslosen Grundeinkommen« jedoch möglicherweise anders aus, für welches sich selbst einige Konservative und Liberale erwärmen können. Es wird im folgenden Artikel vorgestellt. ★

Jan Schulz, UB Nürnberg



8,50 Euro: Zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben?

Bild: dif, Nathalie Löwe

»Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen?« (II)

Versuch einer marxistischen Analyse des bedingungslosen Grundeinkommens (Fortsetzung)

→ Fortsetzung von Seite 1

manche Menschen haben einfach größere Bedürfnisse als andere, zum Beispiel durch Krankheiten oder Behinderungen.

Luxus für alle!

Erstmal erscheint das Grundeinkommen also etwas zu sein, dass es uns allen ermöglicht, freiere und selbstbestimmtere Leben zu führen als jetzt. Nicht-Lohnarbeit wie zum Beispiel Kunst zu schaffen oder Zeltlager zu planen könnte dann möglich sein, ohne nebenbei eine Lohnarbeit aufzunehmen. Möglicherweise ist das sogar im Kapitalismus schon möglich, solange dieser dazu in der Lage ist, eine solche Reform überhaupt zu finanzieren. Dazu gibt es tatsächlich Modelle, die das Grundeinkommen nicht so utopisch erscheinen lassen wie es auf den ersten Blick aussieht. Zum Beispiel wäre eine Finanzierung durch eine Steuer auf bestimmte gesellschaftliche Privilegien denkbar: Wenn ich mehr Gewinn durch die Nutzung der Natur generieren kann, dann habe ich kein Recht dazu, diesen höheren Gewinn auch zu behalten, denn ich habe nur Glück gehabt, dass ich auf der Gewinner*innenseite stehe. Ein Recht auf meine Gewinne habe ich nicht.

Und was sagt Marx dazu?

Ist das Grundeinkommen dazu in der Lage, die Gesellschaft so zu verän-

dern, dass das Problem der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen verhindert werden kann? Hier möchte ich die Analyse gern in zwei Schritten vornehmen. Zunächst soll es um die Frage gehen, ob das Grundeinkommen dazu in der Lage ist, am Ende zu einer befreiten Gesellschaft, dem Kommunismus, zu führen. Dieser zeichnet sich dadurch aus, dass es keine Lohnarbeit mehr gibt und die Menschen gemäß ihrer Bedürfnisbefriedigung »bezahlt« werden. Wenn das Grundeinkommen nun schrittweise erhöht wird und Lohn für Lohnarbeit immer weiter verringert wird, ist es möglich, dass am Ende der Kapitalismus still und heimlich durch den Kommunismus ersetzt wird und die Revolution doch nicht nötig war?

Ein Argument gegen diese Behauptung ist, dass die Produktivkräfte im Kapitalismus erst hoch genug entwickelt sein müssen, um den Kommunismus überhaupt zu ermöglichen. Es ist möglich zu argumentieren, dass das mit einem bedingungslosen Grundeinkommen nicht geschehen wird, da die Motivation, einen zermürenden Job in der Lohnarbeit anzunehmen, dadurch nur geringer wird. Warum am Fließband stehen, wenn draußen schon das gute Leben auf mich wartet? Das wirtschaftliche Wachstum wird also gehemmt und der Kapitalismus ist nicht in der Lage, die Bedingungen für den Kommunismus zu schaffen. Im Prinzip heißt das, das wir uns erst kaputtar-

Fragt der Besucher den Vorgesetzten: »Sagen Sie mal, wie viele Leute arbeiten hier denn eigentlich?«

»Ich schätze mal, so ungefähr die Hälfte.«

beiten müssen, um die Bedingungen für den Kommunismus zu schaffen.

Realpolitik versus Utopie

Argumente wie im Absatz oben lassen sich als Verelendungsthesen bezeichnen: Es muss uns erst sehr schlecht gehen, damit es später irgendwann sehr gut werden kann. Wir Falken wollen aber schon jetzt die Lebensverhältnisse der Menschen konkret verbessern. Das Grundeinkommen könnte dazu in der Lage sein: Es verbessert die Verhandlungsmacht der Arbeiter*innen und könnte dafür sorgen, dass mehr Menschen sich ihre Tätigkeiten frei von Überlebenszwängen aussuchen, selbstorganisierte Genossenschaften bilden und sich das gesellschaftliche Verständnis von wertvoller Arbeit ändert. Es stellt eine de facto Verbesserung für mich dar, wenn ich mich schon heute gegen eine Lohnarbeit entscheiden kann (oder auch dafür, wenn ich das für richtig halte und es sich vielleicht um individuell befriedigende Arbeit handelt).

Das Problem ist jedoch, dass es weiterhin Lohnarbeit gibt und dass der Kapitalismus weiterhin bestehen bleibt und seine Widersprüche weiterhin existieren werden. Lehnt mensch jedoch Verelendungsthesen ab, ist es schwer, das Grundeinkommen vollkommen abzulehnen. Dennoch sollte das Ziel einer vollständig befreiten Gesellschaft dadurch nicht ersetzt werden. ★

Miriam Bömer, UB Hamm/Unna/Soest, Bundes-SJ-Ring

Bild: Miriam Bömer





Jungarbeiterinnen aus Bochum zu Besuch in der JuBi Welper, SAJ-Wochenende 1928

Bild: Archiv der Arbeiterjugendbewegung

Dreimal »Arbeit«

Arbeitsbegriff(e) der Zeitschrift »Arbeitende Jugend« (1905)

Umbenennungen sind in der Geschichte der Arbeiter*innenbewegung eher Regel als Ausnahme. Dies gilt auch für jene Zeitschriften, welche die Arbeit der Falken und ihrer Vorgänger begleiteten. 1909 ersetzte die Zeitschrift »Arbeiter-Jugend« sowohl die »Arbeitende Jugend« als auch die »Junge Garde«. Zwischen 1974 und 1990 gab der Bundesvorstand der Falken ebenfalls eine Zeitschrift mit dem Namen »Arbeiterjugend« heraus, die 1990 in »AJ – die andere jugendzeitschrift« umbenannt wurde. Die Namensänderung stellte einen Versuch dar, die Zeitschrift auch für Schüler*innen zu öffnen, die sich durch den alten Namen »Arbeiterjugend« nicht angesprochen gefühlt hatten.

Arbeit ist nicht gleich Arbeit

Die Frage, inwieweit proletarische Jugendliche um 1904 einem bestimmten Begriff der Arbeit nahestanden, lässt sich im Rahmen dieses Artikels nicht beantworten. Jene Dokumen-

te, welche uns aus der Frühzeit der Arbeiter*innenjugendbewegung erhalten geblieben sind, verfassten häufig Erwachsene – folglich fußen sie nicht unmittelbar auf den Erlebnissen junger Proletarier*innen. Als Beispiel bietet sich die Zeitschrift »Arbeitende Jugend« an, die seit 1905 den politischen Kampf des »Vereins der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter Berlins« flankierte. Die Zeitschrift versuchte, den organisierten Lehrlingen eine gemeinsame Grundlage zu geben. Ihr Schwerpunkt lag auf der Schaffung eines Klassenbewusstseins.

Die »Arbeitende Jugend« bezog sich eher auf Lehrlinge als auf Fabrikarbeiter*innen, da erstere erheblich schlechteren Umständen ausgesetzt waren. Zudem waren es Lehrlinge, die mit eigenen Vereinsgründungen die Arbeiter*innenjugendbewegung ins Leben gerufen hatten (siehe Infokasten zur Entstehung der Arbeiter*innenjugendbewegung). Welchen Arbeitsbegriff vertraten also die

Autor*innen der »Arbeitenden Jugend«, die beanspruchten, Sprachrohr der organisierten jungen Arbeiter*innenschaft zu sein?

Arbeit als Eintritt in die arbeitende Klasse

Ziel der »Arbeitenden Jugend« war es unter anderem, die jugendlichen Arbeiter*innen zu bewussten, kämpferischen Anhänger*innen ihrer Klasse zu machen. Exemplarisch lässt sich der folgende Auszug anführen, welcher der ersten Ausgabe der Zeitschrift entnommen ist:

»Arbeitende Jugend wach auf! Wirf die Fessel der Unterdrückung und geistigen Bevormundung von Dir. [...] Du, die man herausgegriffen aus der sorglosen Freudigkeit der ersten Jugendjahre und eingereicht hat in die große Armee der arbeitenden Klasse, Sorge, daß Du würdig und bereit bist, ein Mitkämpfer Deiner Arbeitsbrüder zu werden!« (aus: Die arbeitende Jugend, Monatsschrift

Dreimal »Arbeit«

Arbeitsbegriff(e) der Zeitschrift »Arbeitende Jugend« (Forts.)

für die Interessen der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen, Ausg. 1, Berlin 1905)

Ein weiterer Satz spielt auf die jungen Arbeiter*innen an und unterstreicht deren Rolle im Prozess der gesellschaftlichen Entwicklung:

»Auf den Schultern der arbeitenden Jugend ruht die Zukunft des Volkes, von ihr und ihrer Erziehung hängt es ab, ob die Menschheit schneller den Gang der Entwicklung durchlaufen wird.«

Dass der Begriff »arbeitende« optisch hervorgehoben ist, könnte eine Abgrenzung von der bürgerlichen Jugendbewegung darstellen, der die Zeitschrift immer wieder sowohl ihre Herrschaft stützende Rolle als auch ihren von Privilegien geprägten Lebensstil vorwarf. Dass die Stellung als Arbeiter*in im Produktionsprozess identitätsstiftend wirkte, beweist auch der Titel der hier diskutierten Zeitschrift – »Die arbeitende Jugend«.

Arbeit als Gegenstand der Kritik

Die »Arbeitende Jugend« beleuchtete den Alltag, den die Lehrlinge im Handwerksbetrieb durchlebten. Sie problematisierte die Schikanen der Handwerksmeister wie auch die gesundheitlichen Folgen der langen, strapaziösen Arbeitstage. In Sachen Systemkritik hielt sich die »Arbeitende Jugend« jedoch zurück. Zumin-

dest in den ersten Ausgaben wurden verstärkt die Ausbeutungsexzesse, weniger jedoch die Ausbeutung als solche hinterfragt. Eine radikale Kritik der Erwerbsarbeit rückte in den Hintergrund, was wohl dem staatlichen Druck geschuldet war, dem sich die Arbeiter*innenjugendbewegung ausgesetzt sah. Ebenfalls in der Auftaktnummer heißt es:

»Die Schäden, die Mißstände, die Mängel, unter denen die jugendlichen Arbeiter zu leiden haben, die wollen wir hervorzerren aus dem Dunkel der Werkstätten und Fabriken, an den Pranger wollen wir jene Verbrecher an der arbeitenden Jugend heften, die den Profit über die Gebote der Menschlichkeit stellen.«

Als Ziele der Bewegung nennen die Autor*innen der Zeitschrift die »Verkürzung der Arbeitszeit, der Lehrzeit, Erhöhung des Lohnes«. Eine umfassende Umgestaltung des Arbeitsverhältnisses wird nicht artikuliert.

Arbeit als Vehikel gesellschaftlicher Veränderungen

Für die »Arbeitende Jugend« spiegelten sich gesellschaftliche Veränderungen in den Arbeitsverhältnissen wider. Diese wurden zum Hebel, über den sich sozialer Wandel erkämpfen ließ:

»Während er früher im Hause des Meisters lebend, diesem auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war, ohne Bildung, ohne Gelegenheit,

»Muße, nicht Arbeit ist das Ziel des Menschen.«

Oscar Wilde,

Der Sozialismus und die Seele des Menschen

über den engen Rahmen des Alltäglichen hinauszublicken, ist der Lehrling jetzt ein »freier Lohnarbeiter«, den gleichen Gesetzen von Angebot und Nachfrage, den gleichen Gefahren für Leben und Gesundheit ausgesetzt wie sein erwachsener Klassen-genosse.«

In den sich verändernden Arbeitsbedingungen erblickten die Autor*innen der »Arbeitenden Jugend« die Chance, jungen Arbeiter*innen mehr Bildung zu Teil werden zu lassen. Der dafür notwendige Freiraum musste den Arbeitgebern abgerungen werden. Bildung wurde als Schlüssel zu einer gerechteren Gesellschaft gesehen. Bildungsbemühungen sollten auch auf die Arbeit in den Betrieben zurückwirken, wie der folgende Auszug verdeutlicht:

»Der besonnene Teil der Prinzipale wird bald inne werden, daß es nur in ihrem eigenen Interesse liegt, nicht »dumme Jungen« und »alberne Gänse«, sondern strebsame, bildungsfähige junge Menschen um sich zu haben [...]«

Arbeit als Nährboden der Bewegung

Der durch die Zeitschrift »Arbeitende Jugend« vermittelte Arbeitsbegriff ist mindestens dreiteilig. Als **Initiationsmoment** bejahen die Autor*innen Arbeit, während sie sie in ihrer konkreten kapitalistischen Form kritisierten. Gleichzeitig koppelten sie die Hoffnung auf sozialen Wandel eng an die Sphäre der Erwerbsarbeit, die eine Arena politischer Auseinandersetzung darstellte, in der die junge Bewegung wachsen konnte. Von der Erwerbsarbeit absehend, betonten die Autor*innen die Bildungsarbeit als Emanzipationschance. Eine pauschale Ablehnung von Erwerbs- oder Bildungsarbeit zugunsten einer Freizeitgesellschaft lässt sich aus den ersten Ausgaben der »Arbeitenden Jugend« nicht ableiten. ★

Vincent Knopp,
Bildungsreferent im Archiv der Arbeiterjugendbewegung

Prinzipal ist ein veralteter Begriff für Lehrmeister. In diesem Fall sind die Handwerksmeister gemeint.

Von einer Initiation kann mensch sprechen, wenn eine Person in eine als fortgeschritten geltende Gruppe eingeführt wird, zum Beispiel die Gruppe der erwachsenen Genoss*innen.

Impressum – die andere Jugend 2-2015

Herausgeberin: Sozialistische Jugend Deutschlands – Die Falken, Bundesvorstand, Luise & Karl Kautsky – Haus, Saarstraße 14, 12161 Berlin, Tel. (030) 26 10 30-0, aj-redaktion@wir-falken.de, www.wir-falken.de

V.i.S.d.P.: Josephin Tischner

Redaktion: Miriam Bömer, Jana Herrmann, Eric Montag, Michael Pütz, Jan Schulz, Nina Dehmlow

Weitere Texte von: Julian Bierwirth, Henni/Bezirk Hannover, Vincent Knopp, Maria Elisabeth Neuhauss, Leo Zenk

Fotos und Grafiken: Archiv der Arbeiterjugendbewegung (S. 4), Denis Bocquet (S. 1), Miriam Bömer (S. 3, 10), dlf/Nathalie Löwe (S. 2), Jana Herrmann (S. 7), Kutryba/Verlag Staatliches Museum in Oswiecim (S. 11), Nathalie Löwe (S. 14), Svenja Matusall (S. 14), Pufacz (S. 5), Anne Sophie Schimke (S. 14), Andy Strauß (S. 16), SJD – Die Falken Bundesvorstand (S. 13, 16), SJD – Die Falken Kreisverband Köln (S. 8/9)

Layout: Helga Wolf · **Druck:** BVZ Berliner Zeitungsdruck GmbH

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht in allen Fällen die Meinung der Redaktion wieder.

Der Bezug der AJ ist im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Die AJ wird aus Mitteln des Kinder- und Jugendplans des Bundes gefördert.

AJ 3-2015: Schwerpunktthema: »Utopien«

Zupacken statt zaudern

Warum der*die Nachdenkliche zum Störfaktor wird

Der Kapitalismus war nie ein statisches System. Der stete Wandel der Arbeitswelt war und ist in ihn eingeschrieben. Die gegenwärtige Produktionsweise wird als ein Kapitalismus der Netzwerke beschrieben, der auf beschleunigtem An- und Verkauf basiert. Die Digitalisierung ermöglicht eine immer genauere Berechnung der (vermeintlichen) Wünsche der Kund*innen. Die Arbeitswelt von heute fußt auf der künstlichen Erzeugung von Bedürfnissen. Die Menschen sollen (noch) heute Dinge kaufen, von denen sie gestern nicht einmal wussten. Kaufen sollen sie schnell und ständig. Die Methoden derjenigen, die verkaufen wollen, werden immer gewitzter. Das Internet ermöglicht den*die gläserne*n Kund*in. Einige Websites scheinen unsere Wünsche besser zu kennen als wir selbst, indem sie Werbebotschaften einspielen, die zu unserem Surfverhalten passen.

Die Unterscheidung zwischen starken und schwachen Bindungen (strong and weak ties) geht auf den Soziologen Mark Granovetter zurück.

Die gegenwärtige kapitalistische Arbeitswelt zeichnet sich durch eine besondere Form der Kommunikation aus. Um Märkte erschließen und

Kund*innen gewinnen zu können, muss ständig, laut und durch sämtliche Kanäle kommuniziert werden. Kapitalismus ohne Kommunikation ist nicht denkbar. Ein Mehr an Kommunikation soll ein Mehr an Netzwerken schaffen. Nur wer (wortwörtlich) im Gespräch bleibt, bleibt im Gespräch. Inwieweit ist nun das Nachdenken der natürliche Feind der gegenwärtigen Produktions- und Konsumtionsweise? Und warum werden introvertierte Menschen in der heutigen Arbeitswelt oftmals als Ärgernis wahrgenommen?

Ständige Optimierung

In der heutigen Arbeitswelt geht es um Gewinnsteigerung mittels Optimierung. Nicht nur das Produkt, auch der*die das Produkt Erstellende soll ständig verbessert werden um zukünftigen Gewinn zu sichern. Einen Gedanken zu äußern, dessen Ursprung das zweckfreie Nachdenken ist, unterscheidet sich stark vom zweckorientierten Input, der Arbeitsprozesse optimieren und (Produktions-)Barrieren beseitigen soll. Wo der Input an einer einzigen Schraube dreht, stellt der Gedanke mitunter die ganze Maschine infrage. Der Input ist meistens kurz-, der Gedanke langatmig. Deshalb ist der als lösungsorientiert geltende Input erwünscht, der Gedanke jedoch oftmals nicht. Der Gedanke, der nicht unmittelbar in Optimierung umschlägt, ist wie der Sand im Getriebe, der alles nur aufhält. Auch der Gedankenaustausch ist nicht im Sinne des gegenwärtigen Kapitalismus, sofern er mehr als spontanen Smalltalk bedeutet. Echter Gedankenaustausch vermittelt Vertrauen zwischen Kolleg*innen, ermuntert zur Solidarität, stützt starke Bindungen. Die aktuelle Arbeitswelt, welche auf (räumlicher und zeitlicher) Flexibilität und Geschwindigkeit basiert, kann nichts weniger gebrauchen als Menschen, die aneinander hängen und sich füreinander verantwortlich fühlen. Der gegenwärtige Kapitalismus benötigt **schwache Bindungen**.

Nerviges Nachdenken?

Für Menschen, die breite Netzwerke knüpfen wollen, ist es besser, schwache Bindungen zu kreieren. Mit möglichst Vielen in denkbar kurzer Zeit kommunizieren ist hier das beste Rezept. Der gegenwärtige Kapitalismus benötigt breite Netze, da diese eine möglichst schnelle und reibungslose Warenzirkulation ermöglichen. Der*die Nachdenkliche, der*die weniger kommuniziert und starke Bin-

»Im Altertum lernte man, um sich selbst zu vervollkommen; heute dagegen lernt man, um anderen gegenüber etwas zu gelten.«

Konfuzius

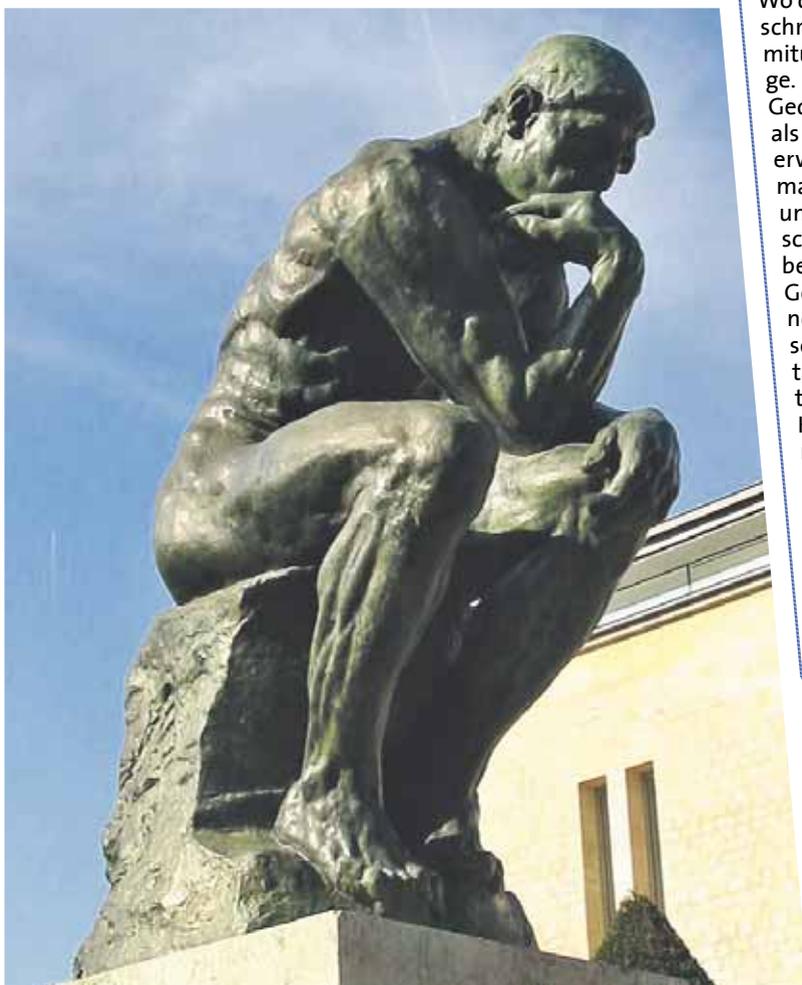
dungen bevorzugt, wird zum Störfaktor. Immer wieder unterbricht er durch Kaum- beziehungsweise Nichtkommunikation die Kapitalakkumulation. Er*sie ist aufgrund seiner*ihrer Persönlichkeit nicht fähig und gewillt, am Spiel der ständigen Beschleunigung teilzunehmen. Er*sie wird als zögernd und zaudernd wahrgenommen, wo das Zupacken, das Ergreifen von (Kommunikations-)Chancen erwartet wird. Oft muss sich der*die Ruhige rechtfertigen, während der*die Laute gelobt wird.

Und die Inklusion?

Der Philosoph Byung-Chul Han kritisiert die aktuelle Arbeitswelt als neoliberales Regime, das an einer Überhöhung des »Positiven« zulasten des »Negativen« arbeite. Neben Nachdenklichkeit und Introversion gelten auch psychische Krankheiten als »negativ«. Menschen mit vermeintlich »negativen« Eigenschaften werden zum störenden Anderen, da sich ihre Wesenszüge nicht so leicht in Mehrwert und Gewinn verwandeln lassen. Ihre Ausgrenzung an zahlreichen Arbeitsstellen unterläuft den Inklusionsgedanken. Die aktuelle Arbeitswelt ist das genaue Gegenteil von Karl Marx' und Friedrich Engels' Forderung, jede*r solle nach seinen*ihrer Fähigkeiten und Bedürfnissen leben. ★

Vincent Knopp, Bildungsreferent im Archiv der Arbeiterjugendbewegung

Das Archiv der Arbeiterjugendbewegung bietet bei Interesse einen Workshop an, der den Wandel des Kapitalismus thematisiert. Wenn ihr mehr erfahren wollt, schreibt uns unter bildung@arbeiterjugend.de.



»Der Denker« von Rodin. Nicht immer sieht man so deutlich, ob jemand gerade denkt oder sich nur etwas ausruht.

Bild: Pufacz

Ich arbeite gern – für meinen Konzern

Warum wir alle immer mehr arbeiten für immer weniger Geld und gar nicht genug davon kriegen können

Es war einmal vor langer Zeit ... damals waren wahrscheinlich sogar eure Großeltern noch Quark im Regal und die Deutschen hatten noch nicht alles in Schutt und Asche gelegt. Also ewig her. Ungefähr hundert Jahre. In dieser Zeit dachte sich ein gewitzter Typ namens **Henry Ford** in den USA eine neue Art aus, Arbeit in seiner Fabrik zu organisieren. Ford heißt nicht nur zufällig wie das Auto, sondern die Fabrik die er hatte, war eine Autofabrik und er perfektionierte die Fließbandproduktion von Automobilen. Henry Ford konnte jetzt in die Massenproduktion gehen und dafür brauchte er viele **Mitarbeiter**. Er zahlte den Arbeitern in seinem Betrieb gutes Geld und steigerte dadurch auch die Kaufkraft, was den Absatz seiner Produkte steigerte. Außerdem erhielten die Arbeiter in seinen Fabriken eine Grundversorgung im Krankheitsfall und im Alter, sowie eine recht hohe Sicherheit, den Job zu behalten. Das waren attraktive Bedingungen für Familien und viele Menschen wollten bei ihm arbeiten.

Natürlich hatte die Sache aber einen Haken: Ford spannte die Arbeiter und ihre Familien komplett in den Betrieb ein. Es gab strenge Regeln, an die sich alle halten mussten, zum Beispiel durfte man nicht saufen. Frauen durften erstmal nicht am Fließband arbeiten, sondern machten unbezahlt die Hausarbeit und zogen die Kinder groß. Später, ungefähr nach dem Zweiten Weltkrieg setzte sich der »Fordismus« auch in Europa durch.

»Die schönste Musik? Der Sound der Fabrik«

Das klappte einige Jahre ganz gut, bis die Wirtschaft tat, was sie im Kapitalismus immer mal wieder tut, wachsen, wachsen und irgendwann nicht mehr wachsen und der ganze Laden brach diverse Male zusammen. Für Deutschland hatte das zur Folge, dass die Industrie nach und nach ins nicht-europäische Ausland verlagert wurde, wo es billiger war zu produzieren, weil es keine störenden teuren Arbeitsrechte oder Sozialleistungen gab. Vor Ort, in Deutschland, wurde mehr auf Dienstleistungen gesetzt. Ungefähr so sind wir also in der kapitalistischen Kackscheiße gelandet, in der wir uns heute befinden.

Aber wie funktioniert es, dass auch heute, wo Arbeiter*innen nicht

mehr so gut bezahlt werden wie zu Fords Zeiten, Menschen alles tun, um einen miesen Job zu behalten? Das nennt man übrigens Präkarisierung: Man hat zwar einen Job, aber der ist zum Beispiel superschlecht bezahlt, nur in Teilzeit, die Arbeitszeiten sind schlecht und man läuft jederzeit Gefahr, den Job aus irgendwelchen Gründen wieder zu verlieren. Wenn Menschen Angst haben, ihren Job zu verlieren, arbeiten sie aber, wie sich im Laufe der Zeit herausstellte, nicht unbedingt besser. Um zu verhindern, dass die Mitarbeiter*innen aus lauter Angst schlecht arbeiten, haben sich deswegen einige Mechanismen entwickelt.

»Ich lauf bis in den Jemen für mein Unternehmen.«

Ein solches Phänomen ist die sogenannte Subjektivierung. Das bedeutet, dass alles was ein*e Arbeiter*in, nennen wir die Person Hans Wurst, in ihrer Firma macht, immens an Bedeutung gewinnt. Hans' Kompetenzen und Kenntnisse, auch über das Abizeugnis hinaus, spielen plötzlich eine große Rolle. Wie ist er zu seinen Kolleg*innen? Schlichtet er, wenn es Streit gibt? Bringt Hans sich selbst mit Ideen ein, die die Arbeitsabläufe betreffen? Hängt im Büro ein Foto von Hans mit seinem Mann und seinen Kindern? Der*die Mitarbeiter*in soll beginnen, im Sinne des Unternehmens zu denken und zu handeln. Das passiert in großen Unternehmen und bei gut bezahlten Mitarbeiter*innen übrigens genauso, wie in kleinen Supermarktfilialen bei den prekärsten Angestelltenverhältnissen. Im Gegenzug wird Hans das Gefühl vermittelt, dass es richtig wichtig und klasse ist, dass er mitdenkt. Er bekommt dafür manchmal Lob und auf der Weihnachtsfeier gibt es jede Menge Glühwein für umme.

»Frage nicht, was dein Arbeitsplatz für dich tun kann. Frage, was du für deinen Arbeitsplatz tun kannst.«

Beim Glühwein sind wir schon beim nächsten Mechanismus, der sogenannten Entgrenzung. Durch die Identifizierung mit dem Job, das gute Verhältnis zum »Team« und die Wertschätzung ihrer Initiative entwickeln Angestellte ein Verantwortungsbewusstsein für den Job, den sie machen. Sie fangen an, sich Arbeit mit nach Hause zu nehmen, das

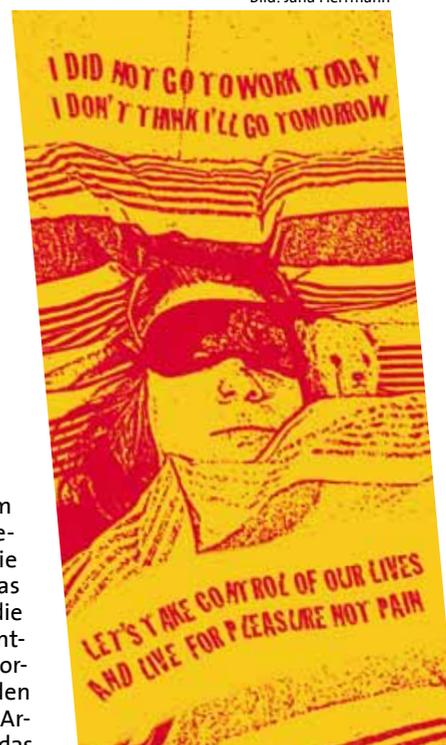
Diensthandy liegt auch nachts eingeschaltet unterm Kopfkissen, die Überstunden werden immer mehr und nicht alle werden aufgeschrieben, geschweige denn ausgezahlt. Die zeitlichen, räumlichen und sachlichen Strukturen zwischen Arbeit und Privatleben verschwimmen. Flexibilität wird von der Arbeitgeberin mehr und mehr erwartet und es entsteht natürlich Druck, wenn die Kolleg*innen noch im Büro sitzen, während man selbst eigentlich gerade los wollte, um mit Karl und Rosa Junior ins Spaßbad zu fahren. Obwohl dieser Druck einen Zweck erfüllt, nämlich alle zur unbezahlten Mehrarbeit anzutreiben, darf das Konkurrenzverhältnis zwischen den Mitarbeiter*innen aber nicht überhand nehmen, denn wir erinnern uns: Wer Angst hat, arbeitet schlecht. Wer sich als Teil eines Teams identifiziert, wird motiviert, über sich selbst hinaus zu wachsen. Ganz nach dem Motto:

»Wir haben uns alle lieb im Betrieb.«

Obwohl es also viele gute Gründe gibt, Henry Ford und alle seine Nachfolger*innen zu verabscheuen, dürfen wir nicht vergessen: Schuld ist nicht eine Chefin oder ein Bonze. Das Problem heißt Kapitalismus! ★

Jana Herrmann,
Bundes-SJ-Ring

Bild: Jana Herrmann



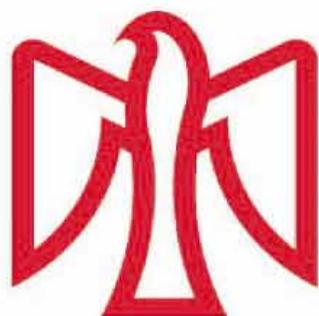
Henry Ford war übrigens ein Arschloch. Auch wenn die Nazis noch nicht alles in Schutt und Asche gelegt hatten, gab es schon vorher Antisemit*innen und Henry Ford war einer davon.

Eingestellt wurden fast ausschließlich Männer. Allerdings waren es zum ersten Mal auch schwarze Männer, die das gleiche Gehalt bekamen wie weiße.

Arbeits

Ich krieg

Krise



Sozialistische Jugend
Deutschlands –

Die Falken

t!?



die



Arbeit oder Sozialismus?

Arbeit scheint den Mittelpunkt dieser Gesellschaft zu bilden. Alle fordern sie ein und niemand würde sie in Frage stellen.

Auch bei der Frage, was Arbeit eigentlich sein soll, gibt es zunächst die große Gewissheit. Irgendwie wissen wir das doch alle, oder? Das bürgerliche Gabler-Wirtschaftslexikon definiert Arbeit als »Zielgerichtete, soziale, planmäßige und bewusste, körperliche und geistige Tätigkeit«. Für das Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Soziologie ist Arbeit die »zweckmäßige, bewusste Tätigkeit des Menschen, in der er mit Hilfe von Arbeitsmitteln Naturstoffe verändert und sie seinen Zwecken nutzbar macht«. Sie sei, so können wir lesen, »in allen Gesellschaftsformen die entscheidende und unerlässliche Existenzbedingung der Menschen, Grundbedingung ihres Lebens«.

Martin Luther setzte die »deutsche ehrliche Arbeit« dem »jüdischen Schmarotzertum und Wucher« entgegen. Er predigte, jeder Mensch habe in seinem Beruf die ihm von einem sogenannten »Gott« gesetzte Aufgabe zu erfüllen. Arbeit sei daher der eigentliche Lebenszweck des Menschen.

Johannes Calvin war ein französischer Kirchenreformer. Er hatte die Vorstellung, dass Erfolg im Beruf und in der Arbeit ein Zeichen des Auserwähltheits von einem sogenannten »Gott« seien.

Doch eins verwirrt an diesem Allgemeinplatz: Welche Tätigkeiten gibt es dann überhaupt, die keine Arbeit wären? Blumenpflücken ist dann genauso Arbeit wie die Produktion von Streubomben, Heftpflastern oder Apfelschorle. Es handelt sich – so besehen – beim Begriff der Arbeit um eine einigermaßen unsinnige Abstraktion.

Das verwundert umso mehr, als dass Arbeit für lange Zeit in der Geschichte der Menschheit nichts war, was diese für erstrebenswert hielt. Noch bis ins Mittelalter hinein war Arbeit im Sprachgebrauch des Mittelhochdeutschen mit Mühsal, Strapaze oder Not verbunden. Das französische »travail« leitet sich gar von einem altertümlichen Folterinstrument ab. An dieser vorkapitalistischen Auffassung von Arbeit hat sich zweierlei verändert. Zum einen die Wertung der Arbeit: Sie gilt nicht länger als Tätigkeit von Leibeigenen und Sklav*innen, der sich freie Menschen zu entziehen hätten (wie das etwa in der Antike der Fall war). Sie wird vielmehr zunehmend als sinnstiftendes Prinzip im menschlichen Leben geadelt. Nicht unerwähnt soll in dem Zusammenhang bleiben, dass es nicht zuletzt die Vertreter*innen der christlichen Reformation im Gefolge von [Luther](#) und [Calvin](#) waren, die diesen Sinneswandel angestoßen haben.

Zum anderen wurde die Arbeit nun als ganz allgemeine Tätigkeitsform beschrieben, sie wurde zum »Stoffwechselprozess mit der Natur«. Die Geschichte dieses Verständnisses von Arbeit beginnt mit der Durchsetzung der kapitalistischen Gesellschaft und kann heute als gesellschaftlich verallgemeinert gelten.

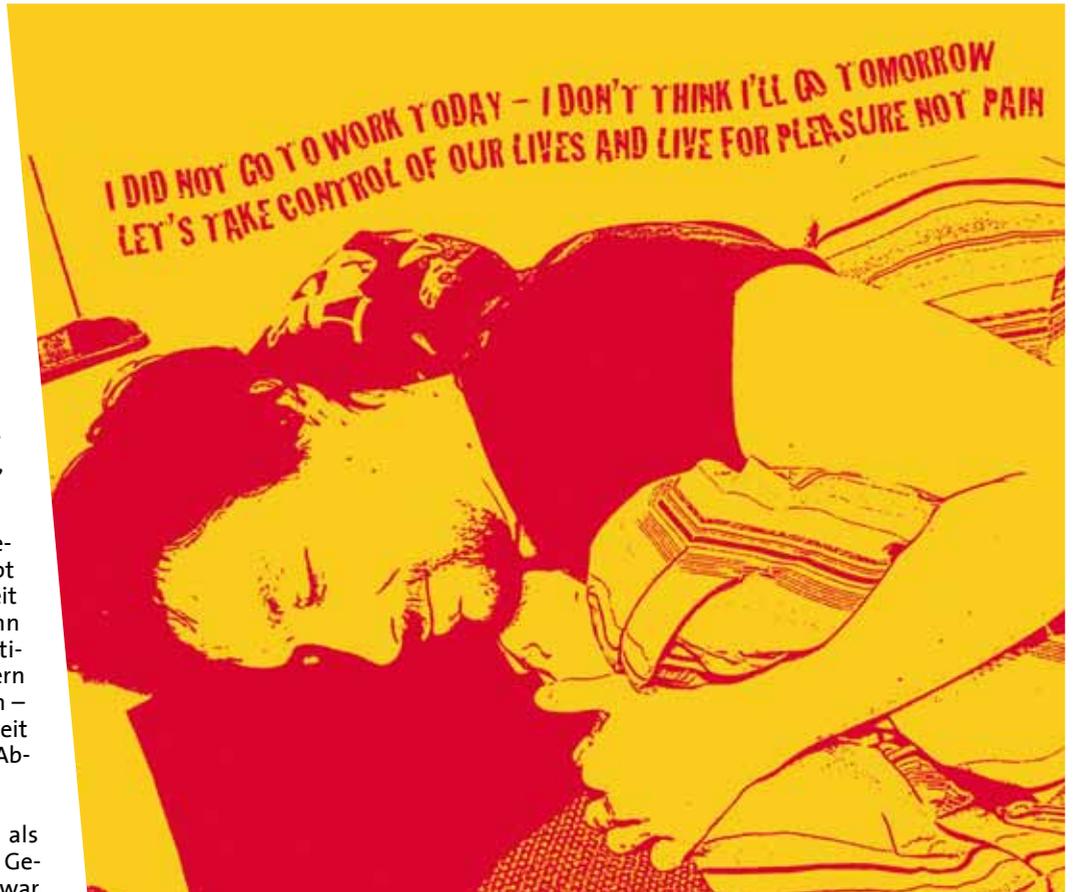


Bild: Miriam Bömer

Karl Marx übrigens stand diesem ebenso empathischen wie verallgemeinertem Arbeitsbegriff zwiespältig gegenüber. Auch bei ihm findet sich die Formulierung vom »Stoffwechselprozess mit der Natur«, aber eben auch Aussagen wie diese:

»Es ist eines der größten Missverständnisse, von freier, menschlicher, gesellschaftlicher Arbeit, von Arbeit ohne Privateigentum zu sprechen. Die ›Arbeit‹ ist ihrem Wesen nach die unfreie, unmenschliche, ungesellschaftliche, vom Privateigentum bedingte und das Privateigentum schaffende Tätigkeit. [...] Eine ›Organisation der Arbeit‹ ist daher ein Widerspruch. Die beste Organisation, welche die Arbeit erhalten kann, ist die jetzige Organisation, die freie Konkurrenz.« (Karl Marx: Über Friedrich List)

Der Kapitalismus ist die Gesellschaft, in der sich eine gesonderte Sphäre der Gesellschaft herausbildet: Die Wirtschaft. Die ihr zugehörige Tätigkeitsform ist die Arbeit. In dieser geschichtlich neuen Sphäre, der Wirtschaft, wird die Verwandlung von einem Euro in zwei zum Selbst-

zweck. Diese Verwandlung passiert aber nicht im luftleeren Raum, sondern darüber, dass Menschen Dinge nicht für sich, sondern für Andere produzieren. Erst über die Produkte dieser Tätigkeit können sie miteinander in Beziehung treten: Sie verkaufen Waren – und sei es nur ihre Arbeitskraft. Arbeit ist daher auch nicht nur scheinbar der Mittelpunkt der kapitalistischen Gesellschaft. Sie ist das Medium, das die gesellschaftlichen Verhältnisse vermittelt. Der Sozialismus hingegen bedeutet nicht die bewusste Organisation der Arbeit, sondern ihre Abschaffung. ★

Julian Bierwirth,
Bezirk Hessen-Nord

Halina Birenbaum

Die Hoffnung stirbt zuletzt: Aufbruch in die Vergangenheit

Zeitzeug*innenberichte zu lesen, ist anders, als mit Zeitzeug*innen zu sprechen. Der sowohl kritisierte als auch häufig als pädagogisch wesentlich betrachtete Aspekt, mit einer überlebenden Person aus Fleisch und Blut zu sprechen und sich der Realität der Schrecken des Nationalsozialismus so unmittelbar bewusst zu werden, fällt hier weg. Einen Zeitzeug*innenbericht aus dem Konzentrationslager zu lesen ist oft wie einen Roman zu lesen. Die darin geschilderten Erlebnisse erscheinen in ihrer Grausamkeit und Tragik unfassbar, als könnte der Menschenverstand so etwas allerhöchstens ersinnen, wäre aber niemals dazu fähig, solche Taten auszuführen.

Sich klar zu machen, dass aber genau diese Dinge so geschehen sind und wieder passieren können, dafür lesen wir Zeitzeug*innenliteratur und werden sie auch noch lesen können, wenn Menschen wie Halina Birenbaum, die zur Gedenkfeier 70 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz eine Rede hielt, nicht mehr in der Lage sind, ihre Geschichten selbst zu erzählen.

Eine Kindheit im Ghetto, eine Jugend im KZ

Halina war noch ein Kind, als sie mit ihrer Familie im Warschauer Ghetto um ihr Leben kämpfte und zusehen musste, wie ihr Vater deportiert wurde. Sie gehört zur größten Opfergruppe der industriellen Massenvernichtung im Nationalsozialismus, den polnischen Jüdinnen und Juden.

Ihre Kindheit war geprägt vom ständigen Verstecken vor der SS, bei dem es um nicht weniger ging als darum, das eigene Leben und das Leben der Familie vielleicht noch um einen Tag, noch um eine Nacht zu verlängern.

Später wurden auch Halina und der Rest ihrer Familie in Zügen aus Warschau in das Konzentrationslager Majdanek verschleppt. Im KZ Auschwitz verlebte sie ihre Jugend zwischen Hunger, Kälte, Krankheit und schweren Arbeiten. Die Menschen, die sie liebte und denen sie vertraute, wurden vergast oder ihre Schicksale sind unbekannt. Halina musste schnell für sich selbst sorgen. Am Ende überlebt sie selbst die Räumung des Lagers und den anschließenden Todesmarsch. Erst im Mai 1945 wurde sie das, was man später befreit nennen wird.

Das Buch von Halina Birenbaum wird dem in der Erinnerungskultur

oft formulierten Anspruch gerecht, die zahllosen Menschen, die im Holocaust verfolgt wurden, aus der gesichtslosen Masse zu lösen und ihre Geschichte zu erzählen. Halina schreibt ihre Erlebnisse, Gedanken und Gefühle Jahre später auf, als sie in den Nachrichten von den Nürnberger Prozessen erfährt und sich nach jahrelanger Verdrängung plötzlich bewusst wird, dass sie Teil von all dem gewesen ist und einer der wenigen Menschen, der diese Erinnerungen weiter geben kann.

Vom Mut eine Geschichte zu erzählen, die man eigentlich vergessen möchte

Trotzdem erzählt sie die Geschichte auch aus der Perspektive eines noch sehr jungen Menschen, der unter unvorstellbaren Bedingungen erwachsen wird. Sie erlebt auf der Krankenstation in Auschwitz ihre erste große Liebe. Sie findet Freundinnen und verliert sie wieder. Und sie setzt sich für ihr junges Alter überraschend intensiv mit der Frage auseinander, wie viel Solidarität man von Menschen erwarten kann, denen nicht nur ihr gesamter Besitz und ihre Kraft, sondern auch ihre ganze Würde geraubt wird.

Besonders bemerkenswert an diesem Buch ist auch, dass Halina Birenbaum den Leser*innen einen intimen Eindruck gewährt in ihren späteren Auseinandersetzungsprozess mit dem, was ihr in Auschwitz und anderen Konzentrationslagern widerfahren ist. Sie schildert ihre Ängste und Zweifel, an die Schauplätze ihrer Kindheit und ihrer Qualen zurückzukehren und wie sie als Erwachsene, die zurückkehrt, dort zusammenbricht. Diese Offenheit ist nicht selbstverständlich.

Da es sich bei den wenigen Überlebenden des Holocaust in der Regel um Menschen handelt, die nur mit sehr viel Glück, Geschick und häufig im letzten Moment dem Tod entronnen sind, baut sich tatsächlich auch große (An-)Spannung auf, während man ihre Berichte liest. Trotzdem behandelt das Buch natürlich traumatische Erlebnisse. Es ist also nicht unbedingt Urlaubslektüre, denn das Lesen macht eventuell nachdenklich und bedrückt.

Dennoch ist es auf jeden Fall beispielsweise für eine SJ-Gruppe geeignet, die sich mit dem Thema Erinnerung und Nationalsozialismus über einen längeren Zeitraum be-



Halina Birenbaum hielt im Januar bei einer Gedenkfeier in der Gedenkstätte Auschwitz eine bewegende Rede

Bild: Kutryba, Verlag Staatliches Museum in Oswiecim

Halina Birenbaum, *Die Hoffnung stirbt zuletzt – Aufbruch in die Vergangenheit*. Im deutschen Buchhandel vergriffen; antiquarisch erhältlich oder über die Gedenkstätte Oswiecim. Auszüge finden sich auch in unserem Reader zur Gedenkstättenfahrt 2015. Zu bestellen über www.wir-falken.de/orderlist/index.html



schäftigen möchte. Halina Birenbaum soll zum Schluss noch einmal selbst zu Wort kommen:

»Ich will mit diesem Buch meinem innigsten Wunsch Ausdruck geben, daß sich niemals und nirgends auf der Welt ein solches Verbrechen wiederholen möge!« ★

Jana Herrmann, Bundes-SJ-Ring

Probleme des sozialistischen Feminismus

Vom Aktionsrat zum Sozialistischen Frauenbund (Teil 2)

Was bisher geschah: Der Startschuss zur Zweiten Frauenbewegung erfolgt aus den Reihen des Aktionsrats zur Befreiung der Frauen, der sich 1968 am Rande des SDS gebildet hat. Dort kommt es schnell zu einem Richtungsstreit zwischen der sogenannten »Mütterfraktion« um Helke Sander und der »Schulungsfraktion« um Frigga Haug, welche erstere aus dem Aktionsrat drängt und diesen in »Sozialistischer Frauenbund Westberlin« umbenennt. Der Artikel aus der letzten Ausgabe endete mit der Frage, was die Gruppen eigentlich unterschied, und stellte fest, dass beide eine theoretische und feministische Ausrichtung aufwiesen, und der Unterschied eher in dem Verhältnis zu suchen ist, das zwischen der Thematisierung von Frauenproblemen und sozialistischer Politik bestand.

So machte der Frauenbund immer wieder deutlich, dass Frauen Teil des gesellschaftlichen Produktionsprozesses werden und sich also vom Hausfrauendasein befreien müssten. Dieses »Müssen« bestimmte sich jedoch aus der sozialistischen Zielvorgabe, nicht aus den Wünschen der Frauen. Es beruhte auf der Annahme, dass Frauen erst durch den Eintritt in die Produktion sowohl das nötige Selbstbewusstsein als auch die Erfahrung des Widerspruchs zwischen Kapital und Arbeit erwerben könnten. Frauen müssten also zuerst Arbeiterinnen, dann Sozialistinnen werden. Eines der beiden wesentlichen Anliegen des Frauenbundes war es demnach, die Berufstätigkeit von Frauen voranzutreiben.

Weiterhin hatte es sich der Frauenbund zur Aufgabe genommen, Frauen für das Mitwirken in einer sozialistischen Massenorganisation fit zu machen. So heißt es in der ersten Ausgabe der Pelagea, der Zeitschrift des Frauenbundes:

»Daß wir uns als Frauen zunächst autonom organisieren müssen (mit dem Ziel der Eingliederung in eine revolutionäre Organisation), hat seinen Grund in der Verinnerlichung der jahrhundertealten Unterdrückung der Frauen, die unselbständige, abhängige, mit Minderwertigkeitsgefühlen beladene Individuen hervorgebracht hat. Die gemeinsame Schulung und Organisation wird unser Bewußtsein entwickeln und uns stärken für den solidarischen Kampf mit den Männern gegen das kapitalistische Herrschaftssystem.«

An dieser Konzeptualisierung der Frauenorganisation als »Durchlauferhitze« für die sozialistische Massenorganisation interessiert an dieser Stelle zweierlei:

Zunächst die Vorstellung, Frauen könnten im Laufschrift auf Augenhöhe mit den männlichen Genossen gelangen: Diese faktische Geringschätzung des eigentlichen Problems suchte Jahre später eine Arbeitsgruppe um Frigga Haug heim, als diese feststellen musste, dass sie trotz langer und intensiver Schulungsarbeit nach wie vor »tief verwurzelt [war] in eben den gesellschaftlichen Verhältnissen, in den Werten und Ideologien, die wir überwinden wollten«. Die Frage, woher die Schwierigkeiten von Frauen mit marxistischer Theorie, ihr »Desinteresse« für Politik und Ökonomie rührten, führte sie schließlich zurück zu dem einst Ausgesparten – der gewordenen Frau und ihrer geschlechtsspezifischen Sozialisation. Der Ausgangspunkt des Aktionsrats, der nach seinem pragmatischen Beginn das Frausein zu einem eigenen Forschungsfeld erhoben hatte, wurde hier spät nachgeholt, wenn auch in eigener Form.

Der zweite Aspekt, den die Frauenorganisation als »Durchlauferhitze« impliziert, ist die unhinterfragte Ausrichtung des Sozialistischen Frauenbunds an der Politik der männlichen Genossen. Dem Verständnis des Frauenbunds zufolge lag, so lässt sich auch leicht am obigen Zitat ab-

Die Clara

»Clara« ist die feministische und frauenpolitische Seite der aj. Clara Zetkin war eine streitbare Sozialistin und Kommunistin, die als eine der Ersten eine sozialistische Frauenemanzipationstheorie entwickelt hat. Sie war Redakteurin der »Gleichheit«, der Zeitschrift der Arbeiterinnenbewegung, und rief 1911 den 8. März als Frauentag ins Leben. Sie engagierte sich in der SPD, dann in der USPD und schließlich in der KPD, die sie auch im Reichstag vertrat. 1933 starb Clara Zetkin im russischen Exil.



Illustration: Katrin Ziel

lesen, der zu behebbende Mangel einzig bei den Frauen, und diesen auszugleichen war Aufgabe der autonomen Frauenorganisation. Dagegen kann eine zentrale Szene in Helke Sanders autobiographischem Film »Der subjektive Faktor« (1980/81) gehalten werden, als aus dem Off die Sätze gesprochen werden: **»Vielleicht sind wir gar nicht dümmere, unbeholfenere, düftiger – vielleicht sind wir einfach nur anders. [...] Vielleicht sind wir ja stark!«** Darin ist die Ahnung aufgehoben, dass Frauen nicht nur mangelhafte Männer sind, die folglich die Anpassungsleistung zu erbringen haben, sondern dass Frauen möglicherweise einen eigenen Zugang zum Allgemeinen haben und eine eigene Politik entwerfen können. Dieser Aspekt trennt – so wäre hier die These – Aktionsrat und Sozialistischen Frauenbund. Er findet sich in der revolutionären Rolle, die Sander in ihrer Rede den studierenden Müttern zuspricht, in der Proklamation der antiautoritären Erziehung als einer möglichen »Weltpolitik« der Frauen, in der Thematisierung der persönlichen Kosten, die politisches Engagement für alle Teilnehmenden bedeutet (und die Frauen aufgrund ihrer Sozialisation weniger bereit sind hinzunehmen) sowie in der Kritik der Familie und des bürgerlichen Vernunftprinzips. Frauenpolitik wurde damit ausdrücklich nicht nur für Frauen entworfen. Ebenso wurde sie mit dem Anspruch verknüpft **»analog zur Arbeiterbewegung [...] Antworten auf Fragen der ganzen Gesellschaft zu finden, daher nach der politischen Macht zu verlangen und**

In eigener Sache

Die aj 3/2015 erscheint im Dezember und beschäftigt sich mit dem Thema »Utopie-(kritik)«. Dort fragen wir uns, ob Sozialist*innen Utopien haben und schauen uns Beispiele dafür an, wie sie aussehen könnten. Stehen Utopien im Gegensatz dazu, jeden Tag ein kleines bisschen die Welt zu verändern? Aufgrund interner Abläufe ist der Redaktionsschluss bereits abgelaufen. Wir freuen uns trotzdem jederzeit über eingesandte Artikel, Bilder und Themenvorschläge.

Die aj lebt von Euren Ideen! Wenn Du gerne liest, schreibst oder Dir immer mal wieder Themen durch den Kopf gehen, die für die Falken spannend sind und mal genauer beleuchtet werden müssen, ist vielleicht die Mitarbeit in der Redaktion etwas für Dich! Melde dich bei Nina im Bundesbüro (nina.dehmlow@sjd-die-falken.de), wir freuen uns über Deine Unterstützung!

Probleme des sozialistischen Feminismus

Vom Aktionsrat zum Sozialistischen Frauenbund (Teil 2)

die Gesellschaft dementsprechend umzukrempeln«.

Kritik des Aktionsrats an der Politik des SDS

Damit wird die Politik der männlichen Genossen nicht nur relativiert als eine mögliche Art die Umwälzung der Gesellschaft voranzutreiben. In manchen Aspekten wird sie auch als revolutionäre infrage gestellt. So kritisiert Sander in ihrer Rede, dass die SDS-Politik von Konkurrenzkampf und Leistungsprinzip geprägt sei, während gerade diese abzuschaffen doch das Ziel der Organisation war:

»Genossen, eure Veranstaltungen sind unerträglich. Ihr seid voll von Hemmungen, die ihr als Aggressionen gegen die Genossen auslassen müßt, die etwas Dummes sagen oder etwas, was ihr schon wißt. Die Aggressionen kommen nur teilweise aus politischen Einsichten in die Dummheit des anderen Lagers. Warum sagt ihr nicht endlich, daß ihr kaputt seid vom letzten Jahr, daß ihr nicht wißt, wie ihr den Streß länger ertragen könnt, euch in politischen Aktionen körperlich und geistig zu verausgaben, ohne damit einen Lustgewinn zu verbinden. Warum diskutiert ihr nicht, bevor ihr neue Kampagnen plant, darüber, wie man sie überhaupt ausführen soll? [...] Diese Verdrängung wollen wir nicht mehr mitmachen.«

Sozialistisches Ziel und Bedürfnis der Frauen liegen in dieser Kritik mögli-

cherweise so nah beinander wie niemals zuvor – näher auch als beim Sozialistischen Frauenbund, der den Frauen den schmerzvollen und tückischen Prozess bürgerlicher Emanzipation abverlangte, indem sie Teil der Produktion werden und sich auf theoretisch abstraktem Niveau bewegen lernen sollten. Der Aktionsrat stellte demgegenüber die Forderung auf, dass »der Weg zur Emanzipation auch schon in der Methode liegt, mit der man sie anstrebt«, der Weg zum Sozialismus also nicht die Zurichtung der Frau nach dem Modell des bürgerlichen Mannes bedeuten kann.

Damit liegen sie richtig und doch falsch zugleich. Richtig, als dass bürgerliche Emanzipation (hier: die durch Versagungen entstandene Verhärtung der Revolutionäre) sich gegen die revolutionäre Sache selbst wenden kann, beispielsweise wenn sie in Aggression gegen andere umschlägt. Falsch, als dass der Kampf für eine gesellschaftliche Umwälzung Durchsetzungsvermögen und Beharrlichkeit und damit auch jede Menge Triebverzicht erfordert, was immer auch seine Spuren an den Sozialist*innen hinterlassen wird. Umgekehrt ist Sanders Projekt, schon »innerhalb der bestehenden Gesellschaft Modelle einer utopischen Gesellschaft zu entwickeln«, in denen die eigenen Bedürfnisse endlich einen Platz finden, zwar unbedingt anzustreben; wird diese Forderung jedoch verallgemeinert, ohne die Schranken miteinzubeziehen, die diese Gesellschaft unserer

Bedürfnisbefriedigung ab einem bestimmten Punkt setzt, droht ein endloses Herumschrauben an sich selbst und den anderen. Darüber kann die angestrebte gesamtgesellschaftliche Veränderung schnell in Vergessenheit geraten.

Diese Spannungen jeweils auszuhalten scheint mir das Kunststück eines feministischen Sozialismus zu sein. Das bedeutet, dass nicht einerseits **dogmatisch** die völlige Unmöglichkeit einer reformistischen Verbesserung des Ist-Zustands behauptet wird, wo es im Rahmen der bestehenden Gesellschaft Verbesserungsmöglichkeiten gäbe (etwa was die Kollektivierung der Kindererziehung, das Reflektieren des Redeverhaltens und so weiter anbelangt). Sie bedeutet andererseits aber auch, der Beschränktheit der Möglichkeiten im Hier und Jetzt gewahr zu werden und sich nicht in der schlechten Unmittelbarkeit des Reformismus zu verlieren.

Zusammengefasst heißt das, auf praktischem und theoretischem Wege genau zu bestimmen, an welchen Stellen die Unterdrückung von Frauen mit dem Kapitalismus zusammenhängt und wo sie schon jetzt zu bekämpfen ist – wo Reform möglich und Revolution notwendig ist. ★

Maria-Elisabeth Neuhauss,
Mädchen- und frauenpolitische
Kommission

→ unbelehrbar,
uneinsichtig



Die feministischen Kämpfe gehen weiter!

Bild: Bundesbüro

Sommer, Sonne, Sozialismus

Das SJ-Zeltlager der Hannoveraner Falken

»Sommer, Sonne, Sozialismus«: Unter diesem Titel stand auch das diesjährige SJ-Sommerzeltlager der Hannoveraner Falken. Es war das erste Zeltlager seit langem, das wieder im Ausland und eigenständig ohne Kinderzeltlager stattgefunden hat. Wir waren auf einem Zeltplatz in Valromanes, Katalonien. Das gehört noch zu Spanien. Mitgefahren sind Menschen aus Hannover, Umkreis und Göttingen. Ich war auch als Teilnehmerin dabei.

Eine Art von Zelt, oft schwarz, rund und mit einem Loch in der Mitte. So kann man in manchen Jurten ein Feuer machen.

Das Zeltlager startete bereits im Juni miteingemeinsamen Teamer*innen- und Teilnehmer*innenvorbereitung. Dort haben wir unsere Zeltlagerdemokratie entworfen. Das Ergebnis war ein täglicher Lagerrat, der nur »Relevantes« entscheiden sollte und in dem jede*r Zeltlagerbewohner*in ein gleichberechtigtes Mitentscheidungsrecht hat.

Den Park, ein Wahrzeichen von Barcelona, entwarf Antoni Gaudi und ließ ihn zwischen 1900 und 1914 für den Industriellen Eusebi Güell bauen. Sein Ziel war es, die Natur in seine Architektur einzubeziehen.

Im August ging es dann endlich los. Hingefahren sind wir 28 Stunden lang mit einem Reisebus. Die Fahrt war langweilig und unspektakulär. Vor allem nachdem das Essen leer war, stieg die Langweile und Ungeduld. Als wir ankamen, wurden wir von einem warmen Wind und einem schattigen Zeltplatz begrüßt. Nachdem wir den Bus aufgeräumt und unser Zeltdorf erblickt hatten, empfing uns das Küchenteam chillend in Campingstühlen und mit leckerem Essen. Kurz darauf haben wir auch schon unsere Zeltgruppen kennen-

gelernt. Es gab vier davon: Die Pudlz und Krümelz sowie die langweiligen Zeltgruppen Fahrrad und Wurst. Da unsere **Jurten** schon zur Hälfte aufgebaut waren, haben wir erstmal gegammelt, wie so manche Koffer nach zwei Wochen.

Anstatt dass die Sonne sich zeigte, stand am ersten Abend auch schon unser Zelt unter Wasser, weil wir zu blöd waren die Jurte richtig aufzubauen. Dann ging die Schlamm-schlacht los. In der ersten Gruppenzeit beschlossen wir dann, uns mal die Umgebung um den Zeltplatz herum anzuschauen. Wir sind dann auf den nächsten Hügel in der Umgebung gestiegen, haben dort Selfies gemacht und die nächste Tankstelle besucht.

Zweimal haben wir einen Ausflug nach Barcelona gemacht. Angeboten wurden zum Beispiel Touren durchs Queerviertel, zum berühmten **Park Güell** (mit einem unbeschreiblichen Ausblick auf die Stadt), durch die Altstadt oder zum Markt. Ein paar Mal bestand auch die Möglichkeit, sich einen Sonnenbrand vom Strand mitzunehmen. Ich habe zum ersten Mal türkisgrünes Wasser im real life gesehen und dankend das Sonnenbrand-Angebot angenommen.

Inhaltlich gearbeitet haben wir natürlich auch. Es gab einen Tag zum Thema »Sexismus«, wozu es in zwei Blocks Workshops wie Queer, Vorur-

Erst das Vergnügen,
dann die Arbeit.

teile bei Menschen, einen Augenvergleich machen und Kleidertauschen gab. Leider war unsere Zeltgruppe wieder mit Küchendienst dran und hat ein Teil des inhaltlichen Blocks verpasst. In der Küche hatten wir Mitentscheidungsrecht, was gekocht werden sollte, außer wenn es darum ging, dass Mohrrüben ins Chili sin Carne sollten. Wir, die heutige Koch-Crew, haben Selbstinitiative ergriffen und alle Möhren vorher aufgegessen. Es waren sehr schöne Diskussionen, die mit einem spontanen Demonstranten, unserem Zelt-Teamer, endete, der gegen die Ausgrenzung von Möhren im Chili demonstrierte. So wurden Pluspunkte beim Küchenteam gesammelt.

Einen Nachmittag bekamen wir Besuch von Enric, dem Vorsitzenden der Juventud Socialista Catalunya, zu Deutsch: der Sozialistischen Jugend Katalonien. Es gab eine Diskussionsrunde über die **Unabhängigkeitsbestrebungen Kataloniens** und die Position der Sozialiste*innen zu dem Thema.

Abends gab es immer Parties mit verschiedensten Musikrichtungen in unserem selbstorganisierten Café-Zelt, im Endeffekt lief meistens Mainstream-Elektro-Scheiß. Die Hannoveraner Anlage, die schon vor gefühlt 30 Jahren mit auf Falkenzeltlager gefahren ist, war nach einer längeren Erholungspause auch wieder mit dabei. In unserem selbstorganisiertem Cafézelt wurden allerlei Getränke und Snackfood verkauft. Es ist neben dem Cafézeltprojekt ein weiteres Projekt gestartet worden, eine Theke aus alten Paletten fürs Cafézelt zu bauen, die am Ende des Zeltlagers auch fast fertig war und natürlich ins nächste Zeltlager kommt, um sie dann irgendwann fertigzustellen.

Alles in allem war es ein sehr schönes SJ-Zeltlager mit vielen guten Diskussionen, viel Sonne, Party und ganz viel Liebe. Ich habe viele neue Menschen kennengelernt, Erfahrungen gesammelt und ganz wichtig, natürlich auch Spaß gehabt. ★

Katalonien ist eine Region in Spanien, in der es Vorstöße gibt, unabhängig, das heißt ein eigenes Land zu werden. Der Wohlstand ist in Katalonien größer und die Arbeitslosigkeit geringer als im Rest des Landes und die Separatist*innen glauben, dass es ihnen ohne die anderen Teile Spaniens noch besser ginge.



Eine SJ Gruppe an einem sonnigen Tag in Valromanes

Bild: Anne Sophie Schimke

Freundschaft!
Henni

Kein Vergeben, kein Vergessen?

Gedenkstättenfahrt nach Auschwitz

Den 70. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz am 27. Januar 2015 haben vermutlich einige mitbekommen. Mit ihm kommen erneut Fragen und Emotionen zurück in die Köpfe vieler: Wie konnte so etwas passieren? Wie können Menschen zu solchen Taten fähig sein? Müssen wir uns schuldig fühlen? Wir als Deutsche?

Viele dieser Fragen werden vermutlich für immer unbeantwortet bleiben, doch eins sollte klar sein: Hitlerdeutschlands Täter*innen sind keine Opfer, insgesamt über sechs Millionen »ethnische Gegner*innen« industriell zu töten und der Versuch, ein ganzes Volk auszulöschen, war keine unfassbare Tat eines einzelnen Psychopathen, es war die Tat vieler aktiv agierender, ideologisch überzeugter Nazis.

Eine weit verbreitete Meinung in der Gesellschaft ist: »Das ist doch schon so lange her, wir haben damit nichts mehr zu tun«. Doch dieser Denkansatz ist falsch, denn gerade weil die Shoa droht, in Vergessenheit zu geraten, sollte das oberste Maß im Kampf gegen Nationalsozialismus sein, das Gedenken aufrechtzuerhalten, den kommenden Generationen das Ausmaß der Schrecklichkeit in Auschwitz und anderen Vernichtungslagern beizubringen und diese dazu zu bringen, ebenfalls das Erinnern im Kopf sowie die Möglichkeit zum Gedenken in Form von Gedenkstätten zu erhalten. Die Shoa darf nicht vergessen werden, nicht heute, nicht Morgen, nicht in 70 Jahren. Nur so kann sichergestellt werden, dass etwas wie Auschwitz nie wieder passiert. Gerade in heutigen Zeiten von **Hogesa, Pegida, AfD** und generell steigendem Rechtsradikalismus.

Nun reift vermutlich die Überlegung heran, was es für Möglichkeiten des Gedenkens gibt, außer einmal im Jahr eine Gedenkminute abzuhalten. Mit dieser Frage beschäftigten auch wir uns, wir als Sozialistische Jugend. Mit diesem fragenden Denkansatz ging es vor einigen Jahren in die Planungsphase einer Gedenkstättenfahrt in das Vernichtungslager Auschwitz. Heraus kam eine gut konzeptionierte Fahrt mit 500 Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus ganz Deutschland und Österreich. Auch ich nahm daran teil.

Im Vordergrund stand das individuelle Gedenken. Zuerst gab es eine Vorbereitungseinheit, in der der Umgang mit Emotionen zum Schwerpunkt wurde. Dann wurde in Krakau (der Ort der Hostels) in kleineren

Gruppen das Thema Shoa und Formen des Gedenkens Stück für Stück erschlossen und anschließend mithilfe geschulter Multiplikator*innen in Form von thematisch unterschiedlichen Workshops vertieft. Nach gründlicher Vorbereitung auf die folgenden Eindrücke im Vernichtungslager Auschwitz und Auschwitz Birkenau folgte dann die Führung durch das sogenannte Stammlager Auschwitz.

Meiner Meinung nach hat die ausführliche Vorbereitung wirklich stark geholfen. Ich selbst hatte den Eindruck, deutlich näher an der grausamen Verfolgung im dritten Reich zu sein, da ich schon vorher ein Zeitzeugengespräch geführt habe und mich so auch auf persönlicher Ebene mit den Opfern verbunden gefühlt habe. Gerade die Sammlung der Haare der im KZ vergasteten Menschen hat mich sehr emotional getroffen und bewegt. Das Ausmaß des unendlichen Rassenwahns breitete sich in Form von Haaren in ganzen Räumen aus. Als dann auch noch die Information folgte, dass das »nur« die Haare eines kleinen Bruchteils an Opfern ist und dass der Großteil an Firmen für die Textilherstellung verkauft wurde, herrschte eine beängstigende Stille. Alle Menschen im Raum konnten die unglaublichen Taten einfach nicht im Kopf verarbeiten. Es war einfach zu viel, zu schrecklich.

Nachdem die Besichtigung der Gedenkstätte des Stammlagers Auschwitz vorüber war, ging es in das gigantische Hauptvernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Schon beim Anblick der Schienen und der Rampe, die der »Selektion« der Häftlinge diente, kamen mir und vielen anderen, trotz Vorbereitung, die Tränen. Dann, beim Rundgang durch das Lager, kämpfte man mit der eigenen Vorstellungskraft, man fing an zu zählen, wie viele Baracken mit ehemals jeweils etwa 1.000 Menschen auf dem Gelände standen, doch es ist wie das Zählen der Steine in einer Kiesgrube: wo man hinschaute ehemalige Baracken, Wachtürme, Krematorien oder Überreste der Gaskammern. Nach einem ganzen Tag voller Trauer, Informationen und negativer Überwältigung kehren wir nachdenklich und in uns gekehrt in die Hostels zurück. Dort wurde der vergangene Tag reflektiert und eine Plattform geboten, um möglichem Mitteilungsbedarf gerecht zu werden.

Am letzten Tag kehrten wir dann alle in den vertrauten Bezugsgrup-



Erinnern ...

Bild: Nathalie Löwe



... und Gedenken

Bild: Svenja Matusall

pen erneut nach Auschwitz-Birkenau zurück, um ein eigenes, selbst durchdachtes Gedenken abzuhalten. In meiner Gruppe hielten einige eine Rede, in der sie formulierten, was sie selber an diesem Ort beschäftigt und was sie persönlich tun und tun wollen, um sich rechten Ideologien entgegen zu stellen, um etwas wie Auschwitz für die Zukunft unmöglich zu machen.

Nach einer selbstbestimmten Zeit, um alleine das Ausmaß des Lagers wahrzunehmen und zu verarbeiten, verließen wir Auschwitz mit dem festen Willen, das Erlebte immer im Kopf zu tragen und das Gedenken mit Hilfe von antifaschistischer und sozialistischer Erziehung für immer aufrecht zu erhalten. Dort lassen wir einen aus roten Nelken gelegten Stern, keinesfalls aber unsere Erinnerung an die nicht wieder gut zu machenden Geschehnisse während der Shoa, denn diese reichen weit über die Grenzen des Lagers hinaus. ★

Leo Zenk, KV Neuss

HoGeSa: Hooligans gegen Salafisten (ultrakonservative Strömung innerhalb des Islams)
Pegida: Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes
AfD: Alternative für Deutschland



Bild: Bundesbüro

Rosa und Karl 2016

Gemeinsam lernen, feiern und »laut sagen, was ist«

»Das einzige Gewaltmittel, das zum Sieg führen wird, ist die politische Aufklärung im alltäglichen Kampf.«
(Rosa Luxemburg)

Am Abend des 15. Januar 1919 wurden Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht in Berlin von Freikorpsoffizieren ermordet. Mit ihrem politischem Engagement für Demokratie und Sozialismus, gegen Militarismus und Krieg, ihren Analysen zu Kapitalismus und Herrschaft sowie ihrer radikalen Kritik an der damaligen Mehrheits-Sozialdemokratie sind ihre Ideen bis heute wichtig für Sozialist*innen.

Wir erinnern uns auch an Rosa und Karl als Menschen. Nicht, weil sie einen Märtyrer*innen-Tod gestorben sind, sondern um uns heute Mut zu machen: Es gab schon vor uns Menschen, die für die gleichen Ideen gekämpft haben. Sie wurden ermordet, weil sie als Gefahr für das bestehende System galten. Was sie taten waren keine Kinkerlitzchen in der Geschichte.

Rosa und Karl gehören zu den wichtigsten Vertreter*innen eines Sozialismus, der durch die Ideale des Internationalismus, des Antimilitarismus, der Gerechtigkeit und der radikalen Demokratie geprägt ist.

schon mal 200 Falken zusammen?), ein kulturelles Programm, das zu den Falken passt oder von den Falken gemacht wird oder beides.

Was passiert beim Rosa-&-Karl-Seminar?

Beim Seminar kommen 200 junge Menschen in der Jugendbildungsstätte Kurt Löwenstein in Werftpfuhl bei Berlin zusammen und lernen voneinander, die Ideen von Luxemburg und Liebknecht zu verstehen, vielleicht auch anzuzweifeln, zu diskutieren oder auf die heutige Politik zu beziehen. Außerdem gibt es Raum, aktuelle Themen anhand von weiteren Arbeitsgruppen in den Verband zu tragen.

Dieses Jahr wird es beispielsweise verstärkt um das Thema Utopie (-kritik) gehen. Jedes Jahr werden Einsteiger*innen-Workshops angeboten, aber es gibt auch Möglichkeiten für alle mit Vorwissen, weiterführend zu arbeiten. Abends gibt es neben der großartigen Gelegenheit, sich innerhalb des Verbandes zu vernetzen (denn wann kommen

Dieses Jahr möchten wir eine drogenpolitische Diskussion organisieren und im Anschluss wird uns der grandiose Künstler Andy Strauß, bekannt aus Poetry Slams und literarischen Veröffentlichungen, beehren. Ansonsten ist Platz zum dancen, Gitarre spielen oder mit nem Getränk rumsitzen und reden. That's the spirit beim R&K-Seminar.

Was passiert am Sonntag?

2015 haben wir einen Gedenksparzierung durch Berlin gemacht. Das bedeutet, wir sind an historisch bedeutsamen Orten vorbei gelaufen und haben dazu Redebeiträge vom Lauti gehört. Allerdings – wie man schon in der Schule merkt – je größer die Gruppe ist, desto schwieriger wird es, als einzelne Person etwas zu lernen und Nachfragen zu stellen. Deswegen möchten wir dieses Jahr mehrere Rundgänge mit verschiedenen thematischen Schwerpunkten rund um die Novemberrevolution anbieten, die sich am Ende noch einmal treffen.

Wenn Ihr jetzt neugierig geworden seid, oder ohnehin jedes Jahr mit Eurer Gruppe kommt, meldet Euch an über Eure Falkengliederung!

Euer SJ-Ring



Ausblick auf das Kulturprogramm

Bild: Andy Strauß